

MICHAEL-ANDRÉ WERNER & VOLKER SURMANN (HRSG.)



NIE-
MAND
HAT DIE
absicht
EINEN
TANNENBAUM
ZU ERRICHTEN

WEIHNACHTSGESCHICHTEN

AUS

BERLIN

SATYR

VERLAG



RASCHEL, RASCHEL

Nils Heinrich

Als Kind und auch als Jugendlicher vermochte ich freudige Erregung noch ganz anders zu dosieren, als es mir heute manchmal möglich ist. Richtig lang, ausdauernd und genießerisch freuen konnte ich mich. Ich meine ein Gefühl der Freude, das sich, sacht aber sicher, verteilt über einen kompletten Tag immer weiter aufbaut, bis es sich schließlich wie ein schönes Gewitter entlädt.

In dem Land, das früher »drüben« hieß, stellte sich diese Steigerungsfreude oft in der Vorweihnachtszeit ein. Sie deutete sich mit einem Paketzettel an, der in den Briefkasten raschelte, steigerte sich mit dem Gang zum Paketpostamt, erhöhte sich während des dortigen Anstehens in der Warteschlange, zuckte kurz am Ausgabeschalter beim ersten Anblick der geheimnisvollen Postsendung, verfestigte sich, während man das kostbare Frachtgut nach Hause trug, und kulminierte endlich nach weiteren Zwischenstufen am Abend in diesem einen Moment, wenn die gesamte Familie um die geöffnete Schatzkiste herumstand und staunte.

Aber der Reihe nach: Im Briefkasten lag ein Paketzettel, ausgestellt von der Deutschen Post der DDR. Unsere Westverwandten väterlicherseits beschickten uns zu Weihnachten regelmäßig mit großen, prall gefüllten Paketen. Da auch andere Ostfamilien von ihren Westverwandten Pakete erhielten, türmten sich in den Paketpostämtern der DDR alljährlich zu Weihnachten riesengroße Kartonberge auf, denen die schwächlichen DDR-Paketboten kraftlos gegenüberstanden. Diese unübersichtliche Masse an Warensendungen konnten die heillos überforderten Postmännlein unmöglich ausliefern, also ließ man die Empfänger antanzen, damit sie ihr Zeug selber abholten. Das sparte der Post Sprit und Zeit. Selbst schuld, wer Verwandtschaft beim Klassenfeind hatte!

Die riesigen Pakete enthielten schöne, warme, westliche Gaben: Kaffee, Schokolade und Apfelsinen, die manchmal sogar einzeln in Wachspapier

eingeschlagen waren!

Über die Schokolade freuten wir uns, obwohl wir die rätselhaften Markennamen darauf noch nie in der Westfernsehwerbung gesehen hatten. Das da war keine Milka-, keine Alpia- und erst recht keine Kinder-Schokolade. Wir hatten keine Ahnung, was die Aufschrift »Hergestellt für ALDI, Mühlheim an der Ruhr« bedeutete – aber egal, es war Westschokolade.

Hinzu kam, und das war zumindest für mich weniger schön, dass die westlichen Hilfspakete Pullover, T-Shirts und sonstige gebrauchte Textilien enthielten, in die die Kinder unserer Verwandten aus dem Westen mehrfach hintereinander rein- und wieder rausgewachsen waren – so oft, dass die Altklamotten teilweise noch warm waren. Meist rochen sie auch ganz unerträglich nach Mottenpulver. Es galt zwar als cool, in Westklamotten über den Schulhof zu stolzieren, aber doch nicht mit hundertfach getragenen, ausgeleierten Arme-Leute-Jeans, die gegen den Wind nach Mottentod rochen!

Wir wussten aus dem Staatsbürgerkundeunterricht, aus dem Geschichtsunterricht, aus den Nachrichten der *Aktuellen Kamera* und aus der Tagespresse, dass in der BRD viele Menschen arbeitslos waren. Diese Kapitalismusopfer vermutete man jedoch nicht in der eigenen Westverwandtschaft – ein viel zu abstrakter Gedanke. Westverwandte hatten vermögend zu sein. Sie hatten jährlich in Länder zu reisen, die man als DDR-Bürger nicht bereisen durfte. Und das waren fast alle Länder. Wer arbeitslose Westverwandte hatte, der erntete unter seinen DDR-Mitbürgern keinen Trost und null Zuspruch, sondern zu Recht Hohn und Spott!

»Was, deine Westtante ist eine Arbeitslose? Wohnt die unter der Brücke? Ist die ein Junkie? Hat die AIDS?! Wenn die euch ein Weihnachtspaket schickt, seid ihr doch hinterher alle krank! Hier, guck mal, mein neuer Matchbox-Autotransporter. Mit Garage! Guck mal, wie der glänzt. Willste ein Stück Milka, hahaha? War ein Scherz, kriegste nicht, ist meine!«

Ganz oben im Paket musste ein Blatt Papier liegen, auf dem der gesamte Paket-Inhalt präzise und gut leserlich aufzulisten war. Fehlte der Zettel, ging das Paket zurück an den Absender.

Die Staatssicherheit verfügte in jedem Postamt über eigene Arbeitsbereiche, wo in Ruhe und mit größter Sorgfalt jede noch so kleine Postsendung aus der BRD befummelt, ausgepackt und durchgelesen wurde. Es soll vorgekommen sein, dass in einzelnen Westpaketen nur noch leer gefressene Nutella-Gläser steckten, im Orangensaft fehlte das Fruchtfleisch und vom Toffifee waren nur noch die Nüsse übrig – abgelutscht und angeknabbert, einige noch ganz feucht.

Arschlecken mit Postgeheimnis! Offiziell gab es das zwar, aber: Gesetze sind nun mal dazu da, gebrochen zu werden. Zumindest von Staatsseite. Alles, was wir zu Hause aus dem Paket holten, war vorher schon mehrfach draußen gewesen. Was wieder ins Paket gelangte, durften wir dann behalten.

Da, ein Camembert! Was das wohl bedeutet, dieses »homogenisiert« und »ultrahocherhitzt«? Wie der wohl schmeckt? Hier, eine schwere Konservendose – »Frühstücksfleisch«, aha! Fleisch zum Frühstück – ein Frühstück nur aus Fleisch,

interessant, was die im Westen so zum Frühstück essen! Die sich den ganzen Tag schon steigende Vorfreude war wieder mal berechtigt gewesen. Jetzt, mit den tollen Lebensmittelpenden, sollten endlich bessere Zeiten anbrechen.

Die zukünftigen Mahlzeiten, sprich Abendbrot und Frühstück, würden gekrönt werden durch den Genuss köstlicher Westdelikatessen, welche in der Speisekammer darauf warteten, endlich schnabuliert zu werden. Hoffte ich. Meist lag das Zeug aber so lange in der Speisekammer, bis das Haltbarkeitsdatum gnadenlos überschritten war. Unsere Eltern bestanden nämlich darauf, mit dem Verzehr noch zu warten, bis »es« sich lohnt – was auch immer sie mit »es« meinten. Hungersnot? Atomkrieg? Zusammenbruch der DDR? Aus Angst vor den Russen wurden die Leckereien aus der freien Welt jedenfalls nicht gehortet – die Russen waren ja schon lange da.

Einige der Lebensmittel aus den Westpaketen fanden wir lange nach dem Zusammenbruch der DDR in der Speisekammer wieder. Sicherheitshalber packten wir das vergammelte Zeug gar nicht erst aus. Der Kram wanderte sofort in den Müll. Pah! Dreckszeug! Wir können uns das jetzt selber leisten, und besser sogar!

Eines der letzten Westpakete vor der Wende kam dann eines Jahres exakt an einem 24. Dezember an. Wir holten es von der Post ab. Es war merkwürdig leicht, so leicht, dass es fast zu schweben schien. Mussten wir Kinder vorm Auspacken der anderen Pakete immer verschwinden, bis Mutter die wertvollen und für die Bescherung am heiligen Abend bestimmten Gaben aus dem Westland in Sicherheit gebracht hatte, so durften wir diesmal am Paket bleiben. Es war Heiligabend! Falls in diesem Paket Geschenke sein sollten, dann gab es die halt schon jetzt, am frühen Nachmittag. Mutter öffnete also den Pappkasten, blickte rein und erstarrte. Die mehrstufige Freudenrakete, heute besonders schnell in die Höhe geflogen, verreckte kurz vorm Ziel. Im Paket lag ein Grabkranz. Zugestellt an Heiligabend! Bestimmt für das Grab meiner Oma väterlicherseits, die schon seit zehn Jahren tot war.

Ein doofer Grabkranz! Darum war das Paket so leicht gewesen. Darum hatten unsere Verwandten, im Gegensatz zu sonst, dieses Paket nicht in einem Brief angekündigt. Die Stasi hatte es gar nicht erst geöffnet – diese hinterhältigen Klauschweine hatten rechtzeitig den traurigen, trockenen Tannenduft gewittert und uns diesen Moment der Enttäuschung schon im Vorfeld aus vollstem Herzen gegönnt. Das Grabpaket, wahrscheinlich eine Reaktion auf unsere jährliche Post in den Westen (Weihnachtsstollen aus undefinierbaren Zutaten) war tatsächlich das letzte Westpaket, an das ich mich erinnern kann.

Solch eine riesige Enttäuschung zu Weihnachten gönne ich nicht mal meinem ärgsten Klassenfeind.





NIKOLAUS

Mareike Barmeyer

An der S-Bahn-Station Prenzlauer Allee steht ein Weihnachtsmann und versucht, Abo der Berliner Zeitung an den Mann zu bringen. Sein Bart sieht richtig scheiße aus, wie selbst gemacht. Aber ohne Liebe. Der Bart sieht aus, als ob er versucht hätte, ihn aus einer halben Packung Watte und Klebstoff zusammenzubasteln. Aber er hätte eine ganze Packung Watte nehmen sollen, denke ich. Der Bart ist nämlich ausgeleiert. Und rauchen sollte der Weihnachtsmann besser nicht. Der Bart ist nicht nur ausgeleiert, sondern rund um den Mund auch nikotingelb.

»Berliner Zeitung«, nuschelt der Weihnachtsmann durch seinen hässlichen Bart, als ich vorbeilaufe. »Die Zeitung nehme ich gern«, sage ich. »Aber ohne Abo.«

»Na, ausnahmsweise, weil heute Nikolaus ist«, erwidert der Weihnachtsmann mürrisch und fängt schrecklich an zu husten.

»Stellst dir eigentlich die Berliner Zeitung den Bart?«, frage ich, dankbar für die Zeitung ohne das übliche Abo-Gelaber. Der Weihnachtsmann schüttelt den Kopf.

»Oder hast du ihn selbst gemacht?«, füge ich interessiert hinzu. Das Husten ist inzwischen in ein verschleimtes Röcheln übergegangen. Er war nett zu mir, denke ich, deshalb bin ich jetzt nett zu ihm und sage einfach die Wahrheit über seinen Bart: »Du hättest besser eine ganze Packung Watte nehmen sollen«, meine ich.

»Der Bart ist echt«, antwortet der Weihnachtsmann.

Ich hasse saisonale Verkleidung, besonders wenn sie ohne Liebe gemacht ist. An der Supermarktkasse heute Morgen saß ein junger Mann, der sich wahrscheinlich als Rudolph verkleiden wollte. Aber es hat nicht funktioniert. Das Einzige, was er dafür getan hat, war, sich ein Plüschgeweih aufzusetzen. Er hatte nicht einmal seine Nase rot angemalt. Deshalb habe ich sein Geweih auch keines Blickes

gewürdigt. Obwohl er versucht hat, wie ein Rentier zu gucken, glaube ich.

Während ich in die S-Bahn einsteige, wähle ich die Nummer meines Freundes. Nach fünfmaligem Läuten hebt er ab.

»Hallo«, sage ich.

»Hallo«, antwortet er.

»Total gut, dass du anrufst, ich wollte mir gerade einen runterholen«, sagt er.

»Ach so«, sage ich. Oh Gott, wie peinlich, denke ich.

»Ach so«, sage ich noch einmal ganz schnell und hoffe, dass er die Peinlichkeit nicht bemerkt. Sonst denkt er am Ende, ich wäre verklemmt.

»Ach so«, meint er, und ich bin sicher, dass er es gemerkt hat.

»Na, wie wär's?«, fragt er.

»Oh nein«, denke ich. Das ist der Moment, vor dem ich mich gefürchtet habe. Der Moment, in dem ich von meinem Freund zum Telefonsex aufgefordert werde. Bis jetzt ist mir das zum Glück noch nie passiert.

Jetzt ist es so weit. Mein Freund und ich sind noch nicht lange zusammen. Ungefähr sechs Wochen, und auf gar keinen Fall möchte ich mir die Blöße geben, dass mir das unangenehm sein könnte.

»Äh, wie meinst du das?«, frage ich.

»Na ja«, sagt er. »Vielleicht können wir das gemeinsam machen.«

»He he«, sage ich.

»Keine Lust?«, fragt er, und ich weiß, wenn ich Nein sage, ist er enttäuscht und vielleicht wird das nichts mehr mit uns, und das wäre schade, denke ich. Vielleicht wird das aber auch nichts mit uns, wenn wir es machen, sagt eine innere Stimme. Ich entscheide mich, nicht auf die innere Stimme zu hören, und sage: »Klar ... große Lust.«

»Ich auch«, sagt er mit verführerischer Stimme.

»He he«, sage ich.

»Na, ich bin schon nackt«, sagt er. »Und geil.«

In dem Moment wird mir klar, dass ich in der S42 Richtung Südkreuz sitze. Neben mir ein Mann mittleren Alters mit Alkoholfahne und vor mir zwei Teenager, die ihre Köpfe über ihren Handys zusammenstecken.

»Äh, ich hab noch alles an«, sage ich.

»Klar«, sagt er, »aber das kann man ändern. Was hättest du an, wenn du jetzt bei mir zu Hause wärst?«

»Äh, Unterhose«, sage ich. Der Mann mit Alkoholfahne schaut mich mit rot geränderten Augen an.

»Das kannst du besser«, sagt mein Freund.

»Rote Unterhose?«, meine ich.

Der Mann mit Alkoholfahne neben mir hebt eine Augenbraue und schaut mich etwas interessierter an. Ich lächle gequält. Gerade habe ich mir eine saisonale